



DIE SÜSSE LEERE

JOACHIM SCHÖNEWOLF

LESEPROBE

Die süße Leere

Joachim Schönewolf

Literarischer Thriller

Wien · Macht · Schuld

Kapitel 1–3

Erscheint am 1. Juli 2026

© 2026 Joachim Schönewolf

Alle Rechte vorbehalten.

Kapitel 1

Der schöne Tod

Die Nachricht kam um 6:07 Uhr, und Sara Levin war bereits wach.

Sie stand am Küchenfenster ihrer Wohnung in der Leopoldstadt, barfuß auf dem kalten Linoleum, eine Tasse Kaffee in der Hand, die sie nicht trank. Draußen lag die Taborstraße im Novemberdunkel. Regen lief in feinen Bahnen über die Scheibe, und die Scheinwerfer der ersten Straßenbahn zogen ein gelbes Muster über die nasse Fahrbahn, das sofort wieder verschwand.

Ihr Telefon vibrierte auf der Anrichte. Sie griff danach, ohne hinzusehen.

»Levin.«

Toms Stimme, leiser als sonst: »Palais Epstein. Erster Bezirk. Du musst kommen.«

»Was haben wir?«

Eine Pause, die zu lang war für Tom Broz.

»Das musst du dir selbst ansehen.«

Sara stellte die Tasse ab. Der Kaffee hatte einen Film gebildet, in dem sich das Deckenlicht brach. Sie ging ins Schlafzimmer, zog die Jeans über, die über der Stuhllehne hing, das schwarze Hemd, die Stiefel. Im Flur nahm sie die Jacke vom Haken, Schlüssel, Ausweis, Waffe. Alles in der Reihenfolge, die sich in fünfzehn Jahren eingeschliffen hatte, jede Bewegung ohne Entscheidung.

Im Treppenhaus roch es nach dem Putzmittel, das die Hausverwaltung seit Jahren verwendete, einem Zitronenkonzentrat, das nicht nach Zitronen roch, sondern nach der Vorstellung von Zitronen. Sara sperrte die Haustür auf. Der Regen empfing sie, fein und kalt, der Regen, der in Wien im November fällt, als

hätte die Stadt beschlossen, leise zu weinen, ohne dass jemand fragen soll, warum.

Sie schob den Gedanken weg und ging zum Wagen.

...

Die Fahrt vom zweiten in den ersten Bezirk dauerte zwölf Minuten. Um diese Uhrzeit waren die Straßen leer, nur Lieferwagen und die Straßenbahn, die sich durch die Praterstraße schob wie ein Tier, das seinen Weg auswendig kennt. Sara fuhr über den Ring. Das Parlamentsgebäude lag rechts, ein griechischer Tempel in österreichischem Regen, die Fassade von Scheinwerfern angestrahlt, als müsse man die Demokratie auch nachts beleuchten, damit sie nicht verschwindet.

Das Palais Epstein stand schräg gegenüber. Neorenaissance, 1870, ursprünglich für einen Bankier gebaut, dann vom Militär übernommen, dann von der Politik. Ein Gebäude, das in hundertfünfzig Jahren nie jemandem gehört hatte, der es verdiente. Vor dem Haupteingang standen zwei Streifenwagen und ein Leichenwagen der Gerichtsmedizin. Keine Blaulichter. Jemand hatte Diskretion angeordnet.

Sara zeigte ihren Ausweis am Absperrband und ging hinein.

Die Eingangshalle war Marmor und Stuck, hohe Decken, ein Kronleuchter, der zu viel Licht auf zu viel Leere warf. Ein uniformierter Beamter, jung, blass, stand am Fuß der Treppe und sah aus, als hätte er etwas gesehen, das nicht in seine Ausbildung passte.

»Erster Stock«, sagte er. »Der Salon.«

Sara nickte und stieg die Treppe hinauf. Ihre Schritte hallten auf dem Stein, und der Geruch veränderte sich – weg vom feuchten Mantel des Regens, hin zu etwas Trockenem, Altem, dem Geruch von Räumen, die zu selten gelüftet werden und zu oft repräsentieren.

Tom stand vor einer zweiflügeligen Tür. Er trug die Lederjacke, die er bei jedem Wetter trug, und sein Gesicht hatte den Ausdruck, den Sara an ihm kannte, wenn etwas nicht stimmte. Nicht Entsetzen. Etwas Ruhigeres. Ratlosigkeit, die sich als Geduld tarnte.

»Wer hat ihn gefunden?«, fragte Sara.

»Reinigungspersonal. Frau Dragovic, 58, kommt jeden Freitag um fünf. Hat die Polizei um 5:43 gerufen. Sie sitzt unten, trinkt Wasser, sagt seit einer Stunde nichts.«

»Identität?«

»Dr. Maximilian Forst. Einundsechzig. Ehemaliger Kulturstaatssekretär, jetzt Berater der Forst-Hallstein-Stiftung für europäische Kulturförderung.«

Sara zog Handschuhe an. Latex, weiß. »Zeig mir ihn.«

Tom öffnete die Tür.

...

Der Salon war groß, vielleicht sechzig Quadratmeter, Parkettboden, drei hohe Fenster zur Ringstraße, schwere Vorhänge, die jemand halb zugezogen hatte. Die Spurensicherung hatte Scheinwerfer aufgestellt, die den Raum in ein weißes, schattenloses Licht tauchten, das jedes Detail überdeutlich machte und gleichzeitig unreal.

In der Mitte des Raums, auf dem Parkett, lag ein Mann.

Sara blieb in der Tür stehen. Drei Sekunden. Vier.

Maximilian Forst lag auf dem Rücken. Die Arme waren über der Brust gekreuzt, die Hände flach auf den Schultern, eine Geste, die an ägyptische Sarkophage erinnerte. Er trug einen dunklen Anzug, Massarbeit, das Hemd darunter war aufgeknöpft. Die Schuhe standen ordentlich neben ihm, parallel, die Socken darin gefaltet.

Sein Gesicht.

Sara trat näher. Sie spürte den Blick der Spurensicherung auf sich, registrierte die Positionen der Techniker – einer am Fenster, einer neben dem Kopf, der Fotograf links – und konzentrierte sich auf das Gesicht.

Maximilian Forst lächelte.

Nicht die Grimasse, die Leichen manchmal zeigen, die zufällige Kontraktion von Muskeln, die der Tod hinterlässt. Das hier war ein Lächeln. Vollständig, symmetrisch, die Mundwinkel nach oben, die Augenpartie entspannt. Es war das

Lächeln eines Menschen, der im Moment des Sterbens etwas gesehen hatte, das ihn glücklich machte. Oder der glaubte, es zu sehen.

Sara ging in die Hocke. Männlich, 61, keine sichtbaren Verletzungen, Gesichtsausdruck entspannt bis euphorisch, Hautfarbe blass, leichte Wachstextur, Konservierungszustand atypisch für –

Sie stockte.

Auf Forsts Brust, unterhalb der gekreuzten Hände, in roter Tinte, in Druckbuchstaben: VALE.

Die Buchstaben waren gleichmässig, sorgfältig, ohne Hast geschrieben. Keine Verwischungen, kein Zittern. Wer das geschrieben hatte, hatte sich Zeit genommen.

Sara richtete sich auf. »Die Erektion?«, fragte sie Tom, ohne sich umzudrehen.
»Ja. Seit wir hier sind. Hanna sagt, das ist unter diesen Umständen nicht unmöglich, aber ungewöhnlich. Und die Raumtemperatur –« Er zögerte. »Jemand hat die Heizung abgedreht und die Fenster gekippt. Der Raum war bei Auffindung auf etwa acht Grad. Und die Luftfeuchtigkeit ist tief. Wer immer das war, wollte ihn konservieren.«

»Vor oder nach dem Tod?«

Tom sah sie an. »Hanna sagt, bevor.«

Sara betrachtete die Hände. Gekreuzt, aber nicht gebunden. Keine Druckstellen an den Handgelenken. Keine Abwehrverletzungen. Kein Hautgewebe unter den Fingernägeln. Maximilian Forst hatte nicht gekämpft. Nicht einmal gezuckt.

Hanna Kirchner kam aus einem Nebenraum, die Handschuhe noch an, den Kragen ihres Mantels hochgestellt, obwohl es dafür keinen Grund gab außer Gewohnheit. Sie sah Sara an, wie sie Sara immer ansah – mit einer Mischung aus Zuneigung und der professionellen Distanz, die man braucht, wenn man seit dreißig Jahren Tote öffnet.

»Guten Morgen, Sara.«

»Was hast du?«

Hanna trat neben den Körper. »Keine äussere Gewalteinwirkung. Keine Stichverletzungen, keine Hämatome, keine Ligaturmale. Die Erektion ist

priapistisch, wahrscheinlich substanzinduziert. Die Hautkonservierung –« Sie fuhr mit dem behandschuhten Finger über Forsts Unterarm. »Die hat vor dem Tod begonnen. Kälte, trockene Luft, kontrolliert. Wer das getan hat, hat nicht improvisiert.«

»Todesursache?«

»Kann ich noch nicht sagen. Toxikologie braucht Zeit. Aber ich sage dir, was es nicht ist: Es ist keine Gewalttat. Nicht im konventionellen Sinn.« Hanna sah auf Forst hinunter. »Das ist eine Inszenierung. Wer auch immer das getan hat, hat sich Zeit genommen. Stunden, nicht Minuten. Und der hier –« Sie deutete auf das Lächeln. »Der hier hat stillgehalten.«

Sara sagte nichts. Sie stand über Maximilian Forst und betrachtete sein Gesicht, das Lächeln, das keine Leiche tragen sollte, und das Wort auf seiner Brust, das sie noch nicht einordnen konnte. VALE. Lateinisch. Leb wohl. Oder ein Name. Oder beides.

Draußen schlug Regen gegen die Fenster des Palais Epstein. Die Straßenbahn fuhr vorbei, ihr Geräusch gedämpft durch die Mauern, die seit hundertfünfzig Jahren Geheimnisse schluckten.

Tom trat neben sie. Er hatte sein Notizbuch in der Hand, aufgeschlagen.

»Sein Terminkalender«, sagte er. »Digital. Die IT hat ihn schon offen. Letzte Woche, Donnerstag: Abendessen mit dem Stiftungsvorstand. Freitag: Oper, Karten für die Loge. Samstag –« Er blätterte. »Samstag, 15 Uhr: Termin bei einer Psychologin. Dr. Elena Valez. Praxis in der Josefstadt.«

Sara sah Tom an. »Valez.«

»Ja.«

Sara blickte zurück auf die Brust des Toten. VALE. Valez. Vier von fünf Buchstaben.

Sie zog ihr Notizbuch aus der Jackentasche, schrieb den Namen und unterstrich ihn. Zweimal. Eine Gewohnheit, die sie von ihrem Vater hatte, dem Polizisten, der zweimal unterstrich, was er nicht verstand. Er hatte vieles nicht verstanden, ihr Vater. Aber er hatte immer gewusst, wo die Fragen lagen.

...

Sara ließ Tom mit der Spurensicherung und ging nach unten.

Frau Dragovic saß in einem Nebenraum im Erdgeschoss, auf einem Stuhl mit Samtbezug, der für Empfänge gedacht war und nicht für eine Frau, die seit zwei Stunden schweigend ein Glas Wasser hielt. Sie war klein, dunkle Haare mit grauen Strähnen, Arbeitskleidung, Hände, die gewohnt waren, Räume in Ordnung zu bringen, die anderen gehörten. Neben ihr stand eine uniformierte Beamtin, die nichts tat, weil es nichts zu tun gab.

Sara setzte sich gegenüber. Nicht zu nah, nicht zu weit. Die Distanz, die sie in fünfzehn Jahren gelernt hatte – die Distanz, die sagt: Ich bin da, aber ich dränge nicht.

»Frau Dragovic, ich bin Hauptkommissarin Levin. Können Sie mir erzählen, was Sie gesehen haben?«

Die Frau hob den Blick. Augen, die viel gesehen hatten, bevor sie heute Morgen das Falsche sahen. »Ich komme jeden Freitag um fünf. Seit elf Jahren. Ich putze die Repräsentationsräume, den Salon, das Foyer, die Toiletten im ersten Stock. Ich habe meinen Schlüssel. Ich habe mein System.«

»Was war anders heute?«

»Die Kälte.« Frau Dragovic stellte das Glas auf den Tisch, langsam, als müsste sie die Bewegung kontrollieren. »Ich habe schon im Stiegenhaus gespürt, dass etwas nicht stimmt. Es war kalt, aber nicht wie im Winter, nicht wie wenn die Heizung ausfällt. Kalt wie – wie ein Kühlraum. Und trocken. Die Luft war trocken. Das ist mir aufgefallen, weil ich Asthma habe, und bei trockener Luft –«

Sie brach ab.

»Sie haben die Tür zum Salon geöffnet«, sagte Sara. Keine Frage. Ein Steg, den sie baute, damit die Frau weitergehen konnte.

»Ja. Die Tür war angelehnt. Normalerweise ist sie geschlossen. Ich habe das Licht angemacht, und dann –«

Stille.

»Sie haben Herrn Forst auf dem Boden gesehen.«

»Ich habe zuerst die Schuhe gesehen.« Frau Dragovic sah Sara an, und in ihrem Blick lag etwas, das Sara kannte – das Bedürfnis, dass jemand verstand, dass es die Details waren, die blieben, nicht das Gesamtbild. »Die Schuhe, ordentlich nebeneinander, wie abgestellt. Und dann habe ich gedacht: Wer stellt seine Schuhe so hin, mitten in einem Salon? Und dann habe ich den Mann gesehen.«

»Haben Sie ihn erkannt?«

»Nein. Ich habe ihn nie – ich putze, ich sehe keine Menschen. Die kommen, wenn ich gehe.«

»Haben Sie ihn berührt?«

»Nein.« Schnell, bestimmt. »Nein, ich bin – ich bin rückwärts rausgegangen. Ich habe die Polizei gerufen. Vom Gang aus.«

Sara nickte. »Haben Sie jemand anderen gesehen? Im Gebäude, auf der Straße, als Sie gekommen sind?«

»Niemanden.«

»Hat Ihnen in den letzten Wochen etwas aufgefallen? Ungewöhnliche Besucher, veränderte Türen, Dinge, die nicht an ihrem Platz standen?«

Frau Dragovic dachte nach. Gründlich, nicht hastig. »Die Fenster«, sagte sie dann. »Im Salon. Letzte Woche waren sie anders eingestellt. Normalerweise sind sie zu, immer. Letzte Woche waren zwei gekippt. Ich habe sie geschlossen und gedacht, jemand hat gelüftet.«

»Letzte Woche. Welcher Tag?«

»Freitag. Meinen Freitag.«

Eine Woche vor dem Tod. Jemand hatte den Raum vorbereitet. Getestet. Die Kälte, die Luftfeuchtigkeit – eine Generalprobe.

Sara stand auf. »Danke, Frau Dragovic. Wir melden uns bei Ihnen. Brauchen Sie jemanden, der Sie nach Hause fährt?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich fahre mit der Straßenbahn. Wie immer.«

Sara sah ihr nach, wie sie aufstand, das Glas auf den Tisch stellte, den Mantel anzog und hinausging. In die Nacht, die langsam Morgen wurde. In das Wien, das Frau Dragovic kannte – das Wien der Linolböden und Fröhschichten, der Schlüssel

zu Räumen, die anderen gehörten.

...

Zurück im Salon hatte die Spurensicherung die erste Bestandsaufnahme beendet. Sara ging langsam durch den Raum, die Hände auf dem Rücken, und las ihn wie einen Text.

Parkettboden, Fischgrätmuster, keine Schleifspuren. Forst war nicht hierhergebracht worden. Er war hergekommen. Freiwillig, aufrecht, auf eigenen Beinen.

Die Fenster: zwei von dreien waren gekippt gewesen, die Spurensicherung hatte sie in dieser Position belassen. An der Heizung: Thermostat auf null gedreht. Nicht ausgeschaltet – auf null. Jemand wollte nicht nur Kälte, sondern kontrollierte Kälte. Die Temperatur sollte nicht schwanken.

Auf dem Kaminsims: ein Glas, leer, Rückstände am Boden, bereits für die Toxikologie gesichert. Daneben eine Kerze, heruntergebrannt. Weißes Wachs, kein Duft. Brenndauer, schätzte Sara, sechs bis acht Stunden. Die Kerze war angezündet worden, als Forst noch lebte. Sie war erloschen, als er schon tot war.

An der Wand über dem Kamin: ein Gemälde, Öl, dunkel, schwer zu erkennen unter dem Scheinwerferlicht. Sara trat näher. Eine Landschaft, vermutlich, oder ein Porträt, das die Zeit unkenntlich gemacht hatte. Nicht relevant. Aber sie registrierte es, weil sie alles registrierte, weil das der Vertrag war, den sie mit sich selbst geschlossen hatte: alles sehen, alles notieren, nichts auslassen. Gründlichkeit als Prinzip. Gründlichkeit als –

Sie kehrte zu Forst zurück.

Das Wort auf seiner Brust. VALE. Sie beugte sich hinunter, und der Fotograf wich zurück, um ihr Platz zu machen. Rote Tinte. Keine Farbe, keine Schminke – Tinte. Aufgetragen mit etwas Feinem, einem Pinsel oder einer Feder. Die Striche waren gleichmässig, die Serife am V sauber gezogen. Wer das geschrieben hatte, hatte eine ruhige Hand und ein Auge für Buchstaben.

VALE.

Lateinisch: Leb wohl. Die römische Abschiedsformel, die man den Toten nachruft.

Oder: Valez. Minus den letzten Buchstaben. Wie eine Unterschrift, die nicht fertig wurde. Oder fertig genug war.

Sara zog ihr Notizbuch heraus und schrieb, unter den bereits unterstrichenen Namen:

Tinte – Analyse. Schriftvergleich. Handschrift oder Kalligrafie? – Wer hat Zugang zum Palais außerhalb der Dienstzeiten? – Kerze: Herkunft, Sorte, Kaufort. – Glas: Inhalt. – Fenster letzte Woche gekippt = Vorbereitung?

Sie schrieb schnell, in der kleinen, aufrechten Schrift, die sie sich in der Polizeischule angewöhnt hatte und die seitdem unverändert war. Jeder Buchstabe einzeln, keine Schleifen, keine Verbindungen. Eine Schrift, die nichts Persönliches verriet.

Tom kam durch die Tür. »Pöltinger hat angerufen.«

»Jetzt schon?«

»Er sagt, Forst sei ein Mann mit vielen Verbindungen. Er sagt, er möchte informiert werden.« Tom steckte sein Telefon ein. »In dieser Reihenfolge. Verbindungen, dann informiert.«

Sara sah ihn an. Tom erwiderte den Blick, ruhig, mit der Geduld, die kein Zynismus war, sondern Erfahrung. Er hatte verstanden. Pöltinger wollte nicht informiert werden – er wollte kontrollieren, was Sara wissen durfte, bevor sie es wusste.

»Ich fahre in die Josefstadt«, sagte Sara.

»Zu Valez? Jetzt?«

»Nein. Erst recherchieren. Ich will wissen, wer sie ist, bevor sie weiß, wer ich bin.«

Tom nickte. Ein halbes Lächeln, das Anerkennung war und keine Ironie.

Sara warf einen letzten Blick auf Maximilian Forst. Das Lächeln. Das Wort. Die gekreuzten Arme. Die Schuhe, ordentlich daneben, als hätte er sie für den nächsten Morgen bereitgestellt, an dem er aufstehen und weiterleben würde.

Aber Maximilian Forst würde nicht aufstehen. Was immer er gesehen hatte, als er starb – ob es schön war oder nur schön schien, ob es ihm gehörte oder ihm gezeigt wurde –, es hatte ihn hiergelassen, in einem Salon, der hundertfünfzig Jahre lang die Bühne für Männer gewesen war, die glaubten, die Stadt gehöre ihnen.

Sara wandte sich ab und ging die Treppe hinunter. Im Foyer blieb sie stehen. Durch die offene Eingangstür sah sie die Ringstraße im ersten Morgenlicht, den Regen, der nachließ, die Straßenbahn, die vorbeifuhr.

Sie notierte in ihr Notizbuch, unter die Liste der offenen Fragen, einen letzten Eintrag:

Elena Valez. Psychologin. Josefstadt.

Und unterstrich den Namen. Zweimal.

...

Sara fuhr nicht in die Josefstadt. Sie fuhr ins Büro.

Das Landeskriminalamt lag im dritten Bezirk, ein Zweckbau aus den Achtzigern, dem niemand je vorgeworfen hatte, schön zu sein. Die Flure rochen nach Linoleum und dem Kaffee, den die Maschine im zweiten Stock seit einem Jahrzehnt produzierte – ein Getränk, das die Bezeichnung nur aus Gewohnheit trug. Sara holte sich einen Becher, nicht weil sie ihn wollte, sondern weil das Ritual sie sortierte: Büro, Rechner, Kaffee, Akte anlegen. Die Reihenfolge der Dinge, die sie kontrollieren konnte.

Ihr Schreibtisch stand am Fenster. Draußen der Hinterhof, eine Brandmauer, ein Stück Himmel, das heute die Farbe von nassem Karton hatte. Sie fuhr den Rechner hoch und begann.

Dr. Maximilian Forst. Geboren 1963, Wien. Studium der Politikwissenschaft und Romanistik, Universität Wien. Promotion 1991. Danach: Ministerium für Unterricht und Kunst, Referent, Abteilungsleiter, ab 2003 Staatssekretär für Kultur. 2011 aus der aktiven Politik ausgeschieden, seither Berater und Vorstandsmitglied der Forst-Hallstein-Stiftung für europäische Kulturförderung.

Die öffentliche Version. Sara kannte diese Art von Lebenslauf – poliert wie der Marmor im Palais Epstein, jedes Wort gewählt, jede Station ein Aufstieg. Kein Bruch, kein Rückschritt, keine Lücke. Das Leben eines Mannes, der immer gewusst hatte, wo er hintrat.

Sie öffnete die Pressedatenbank. Forsts Name ergab dreihundertvierzehn Treffer. Die ersten fünfzig: Empfänge, Eröffnungen, Laudationes. Forst neben dem Bundespräsidenten. Forst bei den Salzburger Festspielen. Forst mit einem Preis in der Hand und dem Lächeln eines Mannes, dem die Kamera ein Freund war.

Ab Treffer einundfünfzig wurde es leiser. Nicht lauter – leiser. Sara kannte das Muster. In den hinteren Ergebnissen, den Nischenmedien, den Blogs, den archivierten Forumsbeiträgen fand man die Frequenzen, die das Feuilleton nicht aufnahm.

Ein Beitrag im Kulturmagazin Morgen, datiert 2016, Autorin: Clara Wendt. Titel: »Die Förderer – Über die unsichtbare Ökonomie des Wiener Kulturbetriebs.« Sara las den Artikel. Sieben Seiten über Stiftungen, Stipendien, Mäzene. Forsts Name fiel dreimal, jedes Mal beiläufig, jedes Mal in einem Kontext, der nichts sagte und alles andeutete: junge Künstlerinnen, die plötzlich Ausstellungen bekamen. Stipendien, deren Vergabekriterien nirgendwo publiziert waren. Abendessen, zu denen nur eingeladen wurde, wer eingeladen werden wollte.

Kein Vorwurf. Keine Anklage. Nur die Architektur einer Andeutung, sorgfältig genug gebaut, um juristisch unangreifbar zu sein.

Sara notierte: Clara Wendt, Morgen, 2016. Befragen.

Sie suchte weiter. 2018, ein anonymer Forumsbeitrag, mittlerweile gelöscht, aber im Webarchiv noch lesbar: »Hat jemand Erfahrungen mit Stipendien der Forst-Hallstein-Stiftung? Frage für eine Freundin, die nicht mehr meine Freundin ist, seit sie eines bekommen hat.« Keine Antworten. Der Beitrag war innerhalb von vierundzwanzig Stunden gelöscht worden.

Sara lehnte sich zurück. Die Spur war keine Spur – sie war ein Schatten, der sich entzog, wenn man ihn direkt ansah. Forst hatte Macht gehabt, die Art von Macht, die keine Überschriften produzierte, weil sie in den Räumen zwischen den Überschriften lebte. In den Abendessen, den Empfehlungsschreiben, den

Telefonaten, die niemand protokollierte.

Sie tippte den zweiten Namen ein.

Dr. Elena Valez. Die Trefferliste war kürzer. Achtunddreißig Ergebnisse. Psychologin, geboren 1988, Madrid. Aufgewachsen in Wien. Studium der Psychologie, Universität Wien, Promotion 2015. Praxis in der Josefstadt, Spezialisierung: transformative Gesprächstherapie. Daneben: Beraterin für Kunstschaffende, Vorträge an der Angewandten, gelegentliche Erwähnungen im Kulturteil.

Sara öffnete die Bildersuche. Sechs Fotos. Vernissagen, Podiumsdiskussionen, einmal ein Porträt auf der Website der Praxis.

Sie klickte das Porträt an.

Eine Frau Ende dreißig. Dunkles Haar, zurückgebunden, nicht streng, aber kontrolliert. Augen, die in die Kamera sahen, als wäre die Kamera die weniger interessante Gesprächspartnerin. Ein Gesicht, das nichts verbarg, weil es alles zeigte und trotzdem nichts preisgab. Die Art von Schönheit, die nicht gefallen wollte, sondern festhalten – den Blick, den Gedanken, die Sekunde, bevor man wusste, warum man hinsah.

Sara scrollte weiter.

Die Verbindung zu Forst war unsichtbar. Kein gemeinsames Foto. Keine Erwähnung in denselben Artikeln. Keine Überschneidung in öffentlichen Veranstaltungen, Gästelisten, Stiftungsgremien. Sie bewegten sich in denselben Gewässern des Wiener Kulturbetriebs – und hatten keine Spur hinterlassen, die sie verband.

Das war keine Abwesenheit. Das war Arbeit. Jemand hatte diese Verbindung gesäubert. Systematisch, professionell, vollständig.

Sara griff zum Telefon und rief Tom an.

»Ich brauche Forsts Telefondaten. Festnetz und Mobilfunk, die letzten sechs Monate. Und seine E-Mails, privat und Stiftung. Richterliche Genehmigung, so schnell es geht.«

»Ich bin dran. Noch etwas?«

»Die Psychologin. Valez. Gibt es eine Patientenliste?«

»Nicht ohne Gerichtsbeschluss. Und nicht ohne Kampf – ärztliche Schweigepflicht, du weißt.«

»Ich weiß.« Sara sah auf den Bildschirm, auf das Porträt, das sie noch nicht geschlossen hatte. »Besorge mir trotzdem alles, was öffentlich zugänglich ist. Praxisadresse, Steuerdaten, Vereinsmitgliedschaften. Und Tom –«

»Ja?«

»Diese Stiftung. Forst-Hallstein. Ich will wissen, wer im Vorstand sitzt. Und wer in den letzten zehn Jahren ausgeschieden ist. Und warum.«

Sie legte auf und trank den Kaffee, der kalt geworden war, ohne es zu bemerken. Das Licht im Büro hatte sich verändert – der Novembermorgen hatte sich entschieden, grau zu bleiben, aber ein helleres Grau, das die Brandmauer gegenüber sichtbar machte und mit ihr den Efeu, der sich über den Backstein zog und der im Sommer grün war und jetzt braun und der wuchs, gleichmässig, unbeeindruckt, ohne dass sich jemand um ihn kümmerte.

Sara schloss das Porträt von Elena Valez. Dann öffnete sie es wieder.

Es gab keinen Grund dafür. Valez war ein Name in einem Terminkalender, eine Psychologin, die einen toten Mann als Patienten gehabt haben mochte oder auch nicht. Es gab keinen Grund, das Foto länger als drei Sekunden anzusehen. Aber Sara sah es an – den Blick, der durch die Kamera hindurchging, die Ruhe, die keine Gleichgültigkeit war, sondern etwas anderes, etwas, das Sara nicht einordnen konnte und deshalb nicht einordnen wollte, weil Einordnung Kontrolle war und Kontrolle das Einzige, worauf sie sich –

Sie schloss das Foto. Endgültig.

Auf ihrem Notizbuch, neben den Fragen und den Pfeilen und den Fakten, stand der Name, zweimal unterstrichen. Elena Valez. Fünf Buchstaben davon auf der Brust eines Toten, der aussah, als hätte er auf dem Weg ins Paradies vergessen, den Körper mitzunehmen.

Sara riss die Seite nicht heraus. Sie blätterte weiter, auf eine neue Seite, und schrieb oben, in ihrer aufrechten, verbindungslosen Schrift:

Offene Fragen – Forst

Und darunter, als letzten Punkt einer Liste, die zwölf Einträge hatte:

13. Warum lächelt er?

Es war die einzige Frage, die sie zweimal unterstrich.

Kapitel 2

Die Akte

Sara kam am späten Freitagvormittag aus dem Palais Epstein zurück und hatte dreizehn offene Fragen und keine Antwort. Um halb zwölf saß sie an ihrem Schreibtisch und legte zwei Aktendeckel an. Einen für Forst, beige, Standardformat. Einen für Valez, den sie einen Moment in der Hand hielt, bevor sie ihn neben den ersten legte.

Tom kam mit zwei Bechern Kaffee, stellte einen vor Sara ab und setzte sich auf die Kante seines Schreibtischs, der an ihren grenzte.

»IT hat Forsts Laptop«, sagte er. »Passwortgeschützt, aber nichts Kompliziertes. Sie kommen heute Nachmittag rein.«

»Sein Telefon?«

»Nicht am Tatort gefunden. Weder in seiner Kleidung noch im Salon. Entweder hat er es nicht mitgebracht, oder jemand hat es mitgenommen.«

Sara notierte. Ein Mann, der zu einem Treffen geht, das ihn umbringt, und sein Telefon nicht mitnimmt. Oder: Ein Mann, der zu einem Treffen geht, und jemand nimmt danach sein Telefon mit. Die zweite Variante war die wahrscheinlichere, aber die erste erzählte mehr über den Mann.

»Ich brauche die Stiftungsakten«, sagte sie. »Forst-Hallstein. Gründung, Satzung, Vorstand, Stipendienvergabe der letzten zehn Jahre. Und die Personalabteilung des Ministeriums – Forsts Zeit als Staatssekretär. Wer hat mit ihm gearbeitet, wer ist gegangen und warum.«

Tom trank seinen Kaffee. »Du suchst nach einem Muster.«

»Ich suche nach der Lücke im Muster. Forst hat einen polierten Lebenslauf und eine gesäuberte digitale Spur zu Valez. Das passt nicht zusammen. Entweder war

er paranoid, oder jemand hat aufgeräumt.«

»Oder beides.«

Sara nickte und begann, den Beige-Ordner zu füllen.

Maximilian Forst, 61. Verheiratet mit Margarethe Forst, geborene Hallstein – der Name der Stiftung war der Mädchenname der Frau. Zwei erwachsene Kinder, ein Sohn in Zürich, Bankwesen, eine Tochter in Berlin, Kunstgeschichte. Die Familie war seit dem Vortag informiert. Margarethe Forst befand sich in ihrem Haus in Grinzing und hatte über ihren Anwalt mitteilen lassen, dass sie zu einem Gespräch bereit sei, aber nicht vor Montag. Der Anwalt hieß Reinhard Gruber und hatte eine Kanzlei am Kohlmarkt, drei Minuten vom Tatort.

Sara schrieb den Namen hin und ließ Platz für Notizen, die noch kommen würden.

...

Am Nachmittag kam der vorläufige Bericht der Spurensicherung.

Tom las ihn vor, während Sara am Whiteboard eine Zeitleiste zeichnete.

»Fingerabdrücke: Forst, Reinigungspersonal, drei weitere Sätze, noch nicht identifiziert. DNA-Proben: Forst, eine weitere Person, Analyse läuft. Glas auf dem Kaminsims: Rückstände einer Flüssigkeit, wahrscheinlich alkoholisch, Toxikologie ausständig. Kerze: handelsüblich, weißes Stearin, erhältlich in jedem Drogeriemarkt, keine verwertbare Spur. Tinte auf der Brust: rotes Pigment, wasserbasiert, kalligrafisch aufgetragen. Kein handelsüblicher Stift – eher eine Feder oder ein feiner Pinsel.«

Sara schrieb die Zeitleiste an die Wand.

Donnerstagabend/Freitag, eine Woche zuvor: Fenster im Salon gekippt (Dragovic). Generalprobe?* *Samstag, 15 Uhr: Forsts Termin bei Valez.* *Samstag bis Donnerstag: unklar. Keine Sichtungen, keine digitalen Spuren (Telefon fehlt).* *Donnerstagabend/Freitagnacht: Tod. Zeitpunkt noch offen. Kerze = 6-8 Stunden.* *Freitagmorgen, 5:43: Auffindung durch Dragovic.

»Die Lücke ist eine Woche«, sagte Sara. »Zwischen dem Termin bei Valez und dem Tod. Was hat Forst in dieser Woche getan?«

»Laut dem digitalen Kalender: Donnerstag Stiftungsvorstand, Freitag Oper, Samstag Valez, Sonntag bis Mittwoch nichts Eingetragenes. Donnerstag –« Tom blätterte. »Donnerstag ein Eintrag: ›G. – 19 Uhr – K.« Keine weiteren Angaben.«

»G. Wer ist G.?«

»Kein Nachname, keine Adresse. Nur der Buchstabe und die Uhrzeit.«

Sara trat vom Whiteboard zurück. Zwei kryptische Einträge in Forsts Kalender. Der Termin bei Valez, offen und nachvollziehbar. Und ein Treffen mit G., verschlüsselt, am Abend vor seinem Tod. Oder am Abend seines Todes – die Gerichtsmedizin hatte den Todeszeitpunkt noch nicht eingegrenzt.

»Ich will die Kameraaufnahmen«, sagte sie. »Palais Epstein, Umgebung, Ring, Heldenplatz. Alle Kameras im Umkreis von dreihundert Metern. Donnerstagabend achtzehn Uhr bis Freitagmorgen sechs Uhr.«

»Bin dran.« Tom stand auf. An der Tür drehte er sich um. »Sara, der Anwalt. Gruber. Ich habe ein wenig gegraben. Er vertritt nicht nur Margarethe Forst. Er hat in den letzten zehn Jahren mindestens vier Mandanten vertreten, die mit der Stiftung zu tun haben. Zwei davon waren Stipendiatinnen, die gekündigt haben.«

»Gekündigt?«

»Ihre Stipendien zurückgeben. Vorzeitig, ohne Angabe von Gründen. Gruber hat in beiden Fällen die Aufhebungsvereinbarung aufgesetzt. Inklusive Verschwiegenheitsklausel.«

Sara sah ihn an. »Verschwiegenheit worüber?«

Tom hob die Schultern. »Das ist ja das Schöne an Verschwiegenheitsklauseln. Man weiß nie, was man nicht weiß.«

Er ging. Sara blieb vor dem Whiteboard stehen und betrachtete die Zeitleiste, die mehr Lücken hatte als Einträge. Dann griff sie nach dem zweiten Aktendeckel. Dem für Valez.

...

Dr. Elena Valez, Psychologin.

Sara begann mit den öffentlichen Quellen und arbeitete sich nach innen vor, schichtweise, wie eine Archäologin, die weiß, dass die interessanten Funde nicht an der Oberfläche liegen.

Oberfläche: Die Website der Praxis. Schlicht, weißer Hintergrund, schwarze Schrift, ein einziges Foto – das Porträt, das Sara bereits kannte. Der Text darunter war kurz. Dr. Elena Valez. Klinische Psychologin. Spezialisierung: transformative Gesprächstherapie. Begleitung in Krisen, Übergängen und Phasen existenzieller Neuorientierung. Praxis in der Josefstadt, Wien VIII. Termine nach Vereinbarung.

Kein Wort zu viel. Kein Wort, das etwas verriet, was nicht verraten werden sollte. Sara las den Text dreimal und hatte danach das Gefühl, weniger zu wissen als vorher. Das war eine Leistung.

Zweite Schicht: Die akademische Laufbahn. Studium an der Universität Wien, Abschluss 2012, Promotion 2015 bei Prof. Dr. Heinrich Landsmann, Institut für Klinische Psychologie. Dissertationstitel: »Induzierte emotionale Abhängigkeit: Strukturen der unsichtbaren Macht in therapeutischen Beziehungen.«

Sara schrieb den Titel ab und las ihn noch einmal. Induzierte emotionale Abhängigkeit. Das war kein neutrales Thema. Das war ein Thema, das man wählte, weil man etwas wusste, das andere nicht wussten. Oder weil man etwas erlebt hatte, das andere nicht erlebt hatten.

Den Doktorvater notierte sie gesondert: Landsmann, Heinrich. Prof. Dr. Prüfen: Verbindung zu Forst?

Dritte Schicht: Die Erwähnungen im Kulturbetrieb. Valez tauchte in Artikeln über Wiener Kunstszene auf, nie als Protagonistin, immer in Nebensätzen. »Die Psychologin Elena Valez, die mehrere Kunstschaffende berät...« Oder: »Auf der Vernissage wurde Elena Valez gesehen, die als Mentorin mehrerer junger Künstlerinnen gilt...« Sara zählte die Erwähnungen. Siebenmal in vier Jahren. Immer im Kontext junger Frauen. Nie im Kontext von Männern.

Das war noch kein Muster. Aber es war der Schatten eines Musters, wie der Umriss eines Bildes, das jemand aus einem Rahmen genommen hatte.



Vierte Schicht: die Dissertation.

Sara bestellte sie über die Universitätsbibliothek, aber das dauerte. Also suchte sie nach der nächstbesten Quelle – dem Abstract, der im Repositorium der Universität Wien öffentlich zugänglich war. Zweihundertfünfzig Wörter, die mehr sagten als die meisten Bücher, die Sara in den letzten Jahren gelesen hatte.

»Die vorliegende Arbeit untersucht Mechanismen induzierter emotionaler Abhängigkeit in asymmetrischen Beziehungskonstellationen, mit besonderem Fokus auf therapeutische Settings. Zentrale These: Die Grenze zwischen professioneller Einflussnahme und emotionaler Manipulation ist strukturell, nicht intentional bestimmt. Der Unterschied zwischen Befreiung und Manipulation liegt nicht in der Methode, sondern in der Absicht. Aber Absicht ist die am leichtesten fälschbare aller menschlichen Eigenschaften – auch vor sich selbst.«

Sara las den letzten Satz dreimal. Dann schrieb sie ihn in ihr Notizbuch, langsam, als müsste sie jeden Buchstaben einzeln wiegen.

Absicht ist die am leichtesten fälschbare aller menschlichen Eigenschaften – auch vor sich selbst.

Sie legte den Stift hin.

Im Büro war es still geworden. Die meisten Kollegen waren in der Mittagspause, und das Gebäude hatte diese eigenartige Leere, die es nur zwischen zwölf und eins hatte, wenn die Telefone schwiegen und die Flure nach dem Essen aus der Kantine rochen, das niemand freiwillig ass und alle assen, weil es da war.

Sara saß in dieser Stille und dachte an einen Satz, den eine Frau geschrieben hatte, die sie noch nicht getroffen hatte, und der Satz arbeitete in ihr wie ein Splitter, der zu tief saß, um ihn mit den Fingern zu greifen.

Absicht. Fälschbar. Auch vor sich selbst.

Sie dachte an –

Nein. Sie dachte nicht daran.

Sara schlug das Notizbuch zu, stand auf und ging zum Fenster. Der Hinterhof. Die Brandmauer. Der Efeu. Die Welt war konkret und beweisbar und hatte Ränder.

Das war der Vertrag, den Sara mit der Wirklichkeit geschlossen hatte, und sie würde ihn nicht kündigen wegen eines Satzes in einer Dissertation.

Sie setzte sich wieder hin und öffnete die nächste Datei.

...

Am frühen Nachmittag kam Tom zurück, mit einem Aktenordner unter dem Arm und dem Gesicht eines Mannes, der etwas gefunden hatte, das ihm nicht gefiel.

»Forsts Stiftung«, sagte er und legte den Ordner auf Saras Schreibtisch. »Vorstandsmitglieder, aktuell und ehemalig. Ich habe die letzten zehn Jahre.«

Sara öffnete den Ordner. Auf der ersten Seite: das aktuelle Organigramm. Vorstandsvorsitzender: Dr. Maximilian Forst. Stellvertreterin: Margarethe Forst-Hallstein. Weitere Mitglieder: fünf Namen, alle männlich, alle mit Titeln, die nach altem Geld und neuer Macht klangen. Ein Bankier, ein Universitätsrektor, ein ehemaliger Botschafter, ein Medienunternehmer, ein Immobilienentwickler.

»Seite vier«, sagte Tom.

Sara blätterte. Seite vier: ehemalige Mitglieder. Drei Namen, die in den letzten fünf Jahren ausgeschieden waren. Zwei davon durch »einvernehmliche Beendigung der Vorstandstätigkeit« – eine Formulierung, die in der Sprache von Stiftungsgremien bedeutete, dass jemand gegangen wurde und genug Geld bekommen hatte, um nicht darüber zu reden.

Aber der dritte Name.

»Prof. Dr. Heinrich Landsmann«, las Sara. »Ausgeschieden 2021. Grund: persönliche Neuorientierung.«

Tom nickte.

Sara sah ihn an. »Landsmann. Der Doktorvater.«

»Elenas Doktorvater. Bis 2021 im Vorstand von Forsts Stiftung. Dann raus. Und jetzt –« Tom tippte auf den Namen. »Jetzt ist er Professor für Kunstgeschichte an der Angewandten, hält Vorlesungen über Ästhetik und Wahrnehmung und hat in den letzten drei Jahren keinen einzigen öffentlichen Auftritt mit Forst gehabt.«

»Waren sie befreundet?«

»Laut den Pressearchiven: ja. Bis 2020 tauchen sie regelmässig zusammen auf. Empfänge, Vernissagen, Opernpremierer. Danach: nichts. Wie abgeschnitten.«

Sara legte den Ordner hin. Forst und Landsmann. Der Mäzen und der Professor. Verbunden durch die Stiftung, getrennt durch etwas, das 2020 oder 2021 geschehen war. Und zwischen ihnen: Elena Valez, die beim einen promoviert und beim anderen in der Kartei gestanden hatte.

»Ich will mit Landsmann reden«, sagte Sara.

»Ich habe seine Büroadresse an der Angewandten. Heute noch?«

»Montag. Ich will zuerst die Toxikologie abwarten und die Kameraaufnahmen. Und ich will –« Sie hielt inne.

»Was?«

»Ich will die Stipendiatinnen. Die beiden, die zurückgegeben haben, über Gruber. Ihre Namen.«

Tom zog ein Blatt aus dem Ordner. »Katarina Novak, Kuratorin, ehemals Stipendiatin 2017 bis 2019. Und –« Er drehte das Blatt um. »Marta Auer, Musikerin, Stipendiatin 2015 bis 2018. Beide mit Verschwiegenheitsklausel.«

»Adressen?«

»Novak lebt in Wien, siebter Bezirk. Auer in Wien, achtzehnter. Beide erreichbar, beide wahrscheinlich nicht Gesprächig.«

Sara schrieb die Namen in ihr Notizbuch. Vier Frauen, wenn man Elena mitzählte. Vier Frauen, die mit Forst oder seiner Stiftung verbunden waren. Eine hatte sein Schweigen gebrochen – die anonyme Autorin des Forumsbeitrags. Zwei hatten ihr Stipendium zurückgegeben und eine Verschwiegenheitsklausel unterschrieben. Und eine hatte eine Dissertation geschrieben, die erklärte, wie man Menschen emotional abhängig macht.

Oder wie man sie davon befreit. Der Unterschied lag in der Absicht.

Sara hörte den Satz wieder, in ihrem Kopf, in einer Stimme, die nicht ihre war und die sie noch nicht gehört hatte. Sie schob ihn weg.

...

Um siebzehn Uhr rief Hanna an.

»Erste Ergebnisse. Forsts Blut. Willst du sie am Telefon?«

»Ja.«

»Im Serum: eine Substanz, die ich noch nicht vollständig identifiziert habe. Pflanzliches Alkaloid, wahrscheinlich aus der Ibogain-Familie, kombiniert mit einem synthetischen Derivat, das entfernt an MDMA erinnert. Die Kombination ist nichts, was ich in der Fachliteratur finde. Jemand hat das designt.«

»Wirkung?«

»Tiefe Entspannung. Euphorie. Auflösung von – wie soll ich sagen – Ego-Grenzen. Der Mensch hört auf, zwischen sich und der Welt zu unterscheiden. In der richtigen Dosierung ist das therapeutisch interessant. In der falschen tödlich.«

»War die Dosierung tödlich?«

Eine Pause. »Nein. Das ist es ja. Die Dosierung allein hätte ihn nicht umgebracht. Er hätte aufwachen müssen, verkatert, desorientiert, aber lebendig. Was ihn getötet hat –« Hanna zögerte, was sie selten tat. »Das kann ich dir noch nicht sagen. Ich weiß, was nicht die Todesursache ist. Ich weiß noch nicht, was sie ist.«

Sara griff nach ihrem Notizbuch. »Wie lange war die Substanz in seinem System?«

»Sechs bis zehn Stunden vor dem Tod. Passt zu deiner Kerze.«

»Oral aufgenommen?«

»Ja. Über das Glas, nehme ich an. Aber freiwillig. Keine Spuren von Zwang, keine Injektionsmerkmale, keine Schleimhautschäden, die auf erzwungene Einnahme hindeuten.«

Sara schrieb und schrieb, und die Wörter formten sich zu einer Geschichte, die sie noch nicht lesen konnte, aber deren Umriss sich abzeichneten wie ein Gebäude im Nebel: die Form war da, die Details nicht.

Forst war in den Salon gekommen, freiwillig, ohne Telefon. Er hatte etwas getrunken, freiwillig. Er hatte stundenlang in einem kalten, trockenen Raum gelegen, bei Kerzenlicht, unter dem Einfluss einer Substanz, die ihn glücklich machte. Jemand hatte ihm ein Wort auf die Brust geschrieben. Und dann war er

gestorben.

Nicht ermordet. Nicht Suizid. Etwas dazwischen, etwas, wofür die Sprache des Strafrechts keinen Begriff hatte.

»Hanna«, sagte Sara. »Die Erektion.«

»Substanzbedingt. Das Alkaloid in Kombination mit dem MDMA-Derivat kann vasodilatatorisch wirken. Priapismus als Nebenwirkung, selten, aber dokumentiert.«

»Und das Lächeln?«

Stille am anderen Ende. Dann: »Das Lächeln ist echt, Sara. Keine postmortale Kontraktion. Der mimische Zustand wurde in der Sterbephase fixiert, begünstigt durch die Konservierungsbedingungen. Er hat gelächelt, als er starb. Oder unmittelbar davor.«

Sara legte auf. Sie saß an ihrem Schreibtisch, im Licht der Deckenlampe, das den Raum in das Gelb tauchte, das Büros am späten Nachmittag haben, wenn der Tag sich zusammenzieht und die Arbeit sich ausdehnt. Auf ihrem Notizbuch standen die Fakten: Substanz, Dosierung, Todeszeitpunkt, Verabreichungsweg. Alles konkret. Alles beweisbar.

Und darunter, als letzter Eintrag des Tages, in derselben aufrechten Schrift, aber mit etwas mehr Druck auf dem Papier:

Er hat gelächelt, als er starb.

Sara klappte das Notizbuch zu. Sie zog die Jacke an, schaltete den Rechner aus und ging nach Hause.

Im Stiegenhaus des Landeskriminalamts begegnete ihr niemand. Im Wagen schaltete sie das Radio ein und sofort wieder aus, weil der Sender Schubert spielte und Schubert an diesem Abend falsch klang, aus einem Grund, den sie nicht benennen wollte. Sie fuhr durch den dritten Bezirk, über den Ring, durch die Leopoldstadt, und parkte vor ihrem Haus, und die Straßenbahn fuhr vorbei, und der Regen hatte aufgehört, und die Stadt lag da, nass und still und voller Räume, in denen Männer gestorben waren und Frauen geschwiegen hatten und niemand fragte, warum.

Sie stieg die Treppe hoch. Die Wohnung war dunkel. Sie machte kein Licht.

Sara stand am Küchenfenster, barfuß auf dem kalten Linoleum, und sah hinaus auf die Taborstraße, und dachte an das Lächeln eines toten Mannes, das keine Leiche tragen sollte, und an einen Satz in einer Dissertation, der in ihr arbeitete wie eine Frage, auf die sie die Antwort kannte und nicht geben wollte.

Absicht ist die am leichtesten fälschbare aller menschlichen Eigenschaften – auch vor sich selbst.

Die Straßenbahn fuhr vorbei. Gelbes Licht auf nassem Asphalt. Sara stand und sah zu und dachte an nichts. Oder an alles, was sie nicht denken wollte, was auf dasselbe hinauslief.

Kapitel 3

Erste Begegnung

Am Montagmorgen fuhr Sara in die Josefstadt.

Sie hatte das Wochenende mit den Akten verbracht, allein in ihrer Wohnung, die Unterlagen auf dem Küchentisch ausgebreitet, Kaffee, der kalt wurde, und das Schweigen der Räume, das sie nicht störte, weil sie es kannte. Samstag die Kameraaufnahmen: sechzehn Stunden Material, vier Kameras, keine davon direkt auf den Eingang des Palais gerichtet. Die nächste Kamera hing am Parlamentsgebäude, Winkel zu flach, Auflösung zu niedrig. Man sah Schemen. Einen Lieferwagen, der Donnerstagabend um 21:14 Uhr in der Dr.-Karl-Renner-Ring-Straße hielt und zehn Minuten später weiterfuhr. Eine Person, die um 21:08 Uhr die Seitengasse zum Palais betrat, Mantel, Kapuze, keine Identifikation möglich. Keine Person, die herauskam. Aber die Kamera hatte einen toten Winkel von vierzehn Metern, und der Seiteneingang des Palais lag genau darin.

Sonntag die Stiftungsakten. Stipendienvergabe 2014 bis 2024. Zweiundvierzig Stipendien, davon einunddreißig an Frauen. Bildende Kunst, Musik, Literatur, kuratorische Praxis. Die Bewerbungsunterlagen waren nicht dabei – die lagen bei der Stiftung, und für die brauchte Sara einen Gerichtsbeschluss. Aber die Vergabelisten erzählten genug: Die Stipendiatinnen waren jung, zwischen zweiundzwanzig und dreiunddreißig, und ihre Projekte hatten alle einen Förderer im Vorstand. Nicht offiziell – die Satzung sah keine persönliche Zuordnung vor. Aber die Muster waren da, wenn man wusste, wonach man suchte. Drei Stipendiatinnen der Sparte Musik hatten Projekte, die thematisch zu Ehrenbergs Forschungsgebiet passten. Zwei Kuratorinnen hatten in Galerien gearbeitet, die der

Medienunternehmer im Vorstand finanzierte. Und vier – Sara zählte zweimal – vier Stipendiatinnen hatten Projekte im Bereich der bildenden Kunst, die alle im Umkreis von Forsts persönlichem Netzwerk lagen.

Das war keine Stiftung. Das war ein Verteilungssystem. Und die Währung war nicht Geld.

Am Montagmorgen war Sara bereit. Sie kannte die Akten, die Zahlen, die Namen. Was sie nicht kannte, war die Frau, die hinter dem Porträt auf der Website saß, und die einen Satz geschrieben hatte, der in Saras Kopf wohnte, seit sie ihn zum ersten Mal gelesen hatte.

Sie fuhr nicht direkt zur Praxis. Sie fuhr zuerst durch die Josefstadt, langsam, im ersten Gang. Der achte Bezirk war Altbau und alte Bäume, Gründerzeitfassaden in Pastellfarben, Innenhöfe, die man von der Straße nicht sah, Buchhandlungen und Antiquariate und Kaffeehäuser, die noch Zeitungen an Holzstäben anboten. Ein Bezirk, der sich weigerte, laut zu sein, und der diese Weigerung zum Prinzip erhoben hatte. Es war der richtige Ort für eine Frau wie Elena Valez. Oder der Ort, den sie gewählt hatte, weil er ihre Inszenierung stützte. Sara wusste noch nicht, welches von beidem.

Die Praxis lag im zweiten Stock eines Gründerzeithauses in der Laudongasse. Grüne Fassade, weiße Stuckverzierungen, ein Eingang mit Glasfenster, durch das man ein Stiegenhaus sah, das noch den Originalterrazzoboden hatte. Sara parkte gegenüber und blieb einen Moment im Wagen sitzen.

Sie hatte keinen Termin. Sie hatte auch keinen Durchsuchungsbefehl und keine Vorladung. Was sie hatte, war der Name einer Psychologin im Terminkalender eines Toten und vier identische Buchstaben auf dessen Brust. Das reichte für ein Gespräch. Es reichte nicht für mehr.

Sara stieg aus und überquerte die Straße.

...

Das Stiegenhaus roch nach Bohnerwachs und dem Staub, den alte Gebäude produzieren, als wäre das ihre eigentliche Funktion – nicht Menschen zu

beherbergen, sondern Zeit zu lagern. An der Wand im Erdgeschoss hing ein Briefkasten mit der Aufschrift Dr. E. Valez – Praxis für Psychologie – 2. OG. Die Schrift war schlicht, schwarz auf Messing, ohne Verzierung.

Sara stieg die Treppe hinauf. Breite Stufen, Holzgeländer, abgegriffen an den Stellen, an denen tausend Hände gegriffen hatten. Im ersten Stock eine Anwaltskanzlei, Tür geschlossen. Im zweiten Stock eine einzelne Tür, weiß gestrichen, ein kleines Messingschild: Dr. Elena Valez. Darunter, handgeschrieben auf einer Karte: Bitte klingeln und eintreten.

Sara klingelte und wartete. Drei Sekunden, vier. Dann ein Summen, und das Schloss sprang auf.

Der Vorraum war klein und funktional. Ein Garderobenständer, eine Bank, ein Tisch mit Zeitschriften, die niemand lesen würde. Eine zweite Tür, angelehnt. Dahinter Licht.

Sara schob die Tür auf.

Der Raum war groß. Zu groß für eine Praxis, zu schön für ein Büro. Hohe Decken, Stuck, zwei Fenster zur Laudongasse, die das Novemberlicht hereinließen – ein gedämpftes, silbriges Licht, das den Raum weicher machte, als er war. Bücherregale an zwei Wänden, vom Boden bis zur Decke, gefüllt, aber nicht überfüllt. Die Bücher standen gerade, Rücken an Rücken, kein Stapel, keine Unordnung. Auf dem Boden ein Teppich, dunkelblau, handgeknüpft, alt, aber nicht abgetreten. Zwei Sessel, einander zugewandt, dazwischen ein niedriger Tisch, auf dem nichts stand außer einer Karaffe mit Wasser und zwei Gläsern.

Alles kommunizierte. Das war das Erste, was Sara bemerkte. Nicht die einzelnen Gegenstände, sondern ihre Anordnung. Die Bücher, die Stellung, das Licht – nichts war zufällig, nichts war nachlässig. Der Raum war eine Komposition. Wer ihn betrat, wurde Teil eines Bildes, das jemand anderes entworfen hatte.

Elena Valez stand am Fenster. Sie drehte sich um, als Sara eintrat, und die Bewegung war langsam, nicht hastig, die Bewegung einer Frau, die wusste, dass der Moment, bevor man jemanden ansieht, mehr sagt als der Blick selbst.

Sie war grösser, als Sara erwartet hatte. Eins fünfundsiebzig, vielleicht eins achtundsiebzig mit den Schuhen, flache Sohlen, schwarzes Leder. Dunkle Haare, zurückgebunden, ein paar Strähnen, die sich gelöst hatten und die sie nicht korrigierte. Kleidung: dunkelgrün, ein Kleid, das wie ein Zufall aussah und keiner war. Kein Schmuck außer einem Ring am rechten Mittelfinger, silber, schmal, ohne Stein.

Und das Gesicht. Das Porträt auf der Website hatte es nicht getroffen – es hatte die Struktur gezeigt, aber nicht das, was sich über die Struktur legte: eine Aufmerksamkeit, die nicht suchte, sondern empfing. Augen, die Sara ansahen, ohne zu greifen. Ein Mund, der geschlossen war und trotzdem sprach.

Sara registrierte das alles in drei Sekunden. Weiblich, Ende dreißig, aufrechter Gang, Blickkontakt direkt, nicht provokant. Kleidung: funktional elegant, kein Statement, keine Markierung. Hände ruhig, Gestik minimal. Kein Anzeichen von Nervosität, keine Überraschung über den Besuch. Entweder hatte sie Sara erwartet, oder sie war eine Frau, die nie überrascht war. Beides war möglich. Beides war beunruhigend.

»Frau Dr. Valez? Hauptkommissarin Sara Levin, Landeskriminalamt Wien.« Sie hielt den Ausweis hoch. »Ich hätte einige Fragen.«

Elena Valez lächelte. Es war ein Lächeln, das nichts bestätigte und nichts verweigerte.

»Natürlich. Setzen Sie sich.«

Sie deutete auf einen der Sessel. Nicht den, der näher am Fenster stand – den anderen, den mit dem Rücken zur Tür. Sara registrierte es: Elena bot ihr den Platz an, der weniger Kontrolle gab. Ein Test oder Gewohnheit. Sara setzte sich trotzdem und spürte, wie der Sessel sie aufnahm, weich, tief, ein Sessel, der einen dazu brachte, sich anzulehnen.

Sara lehnte sich nicht an.

Elena setzte sich gegenüber, die Beine übergeschlagen, die Hände auf der Armlehne. Offen, entspannt, eine Gestik, die Gesprächsbereitschaft signalisierte. Oder signalisieren sollte.

»Darf ich Ihnen einen Tee anbieten?«

»Nein, danke.«

»Wasser?«

»Nein.«

Elena nickte, als hätte die Ablehnung ihr etwas gesagt, das sie notierte und nicht teilte. Sie wartete. Nicht ungeduldig, nicht auffordernd. Sie wartete wie jemand, der wusste, dass Stille eine Aussage war und dass die meisten Menschen sie nicht aushielten.

Sara hielt sie aus.

...

Fünfzehn Sekunden vergingen. Sara zählte sie nicht, aber ihr Körper zählte sie, der innere Taktgeber, der seit fünfzehn Jahren in Verhörräumen lief und der wusste, wann Stille von einer Taktik zur Schwäche wurde.

Bei Elena wurde sie zu keinem von beidem. Sie blieb einfach Stille.

Sara begann.

»Sie kennen Dr. Maximilian Forst.«

Keine Frage. Eine Feststellung. Sara legte Feststellungen wie Steine auf den Tisch – jede an ihren Platz, jede mit Gewicht.

Elena neigte den Kopf. Eine minimale Bewegung, zwei, drei Grad, die Aufmerksamkeit signalisierte, ohne Bestätigung zu sein. »Max Forst ist mir bekannt, ja.«

»In welcher Eigenschaft?«

»Er war in meiner Praxis. Zwei Sitzungen, im Oktober. Überweisung durch seinen Hausarzt. Offizieller Anlass: Schlafstörungen.«

»Offizieller Anlass.«

Elena lächelte wieder, und diesmal war es ein anderes Lächeln – schmalere, wissender. »Menschen, die wegen Schlafstörungen kommen, können meistens schlafen. Sie können nur nicht aufhören zu denken. Der Unterschied ist therapeutisch relevant.«

»Was haben Sie mit ihm besprochen?«

»Das unterliegt der Schweigepflicht. Das wissen Sie.«

»Dr. Forst ist tot.«

Die Stille, die folgte, war anders als die erste. Dichter. Elena bewegte sich nicht. Ihre Hände lagen auf den Armlehnen, unverändert, die Finger leicht gespreizt. Aber etwas in ihrem Gesicht verschob sich – nicht die Züge, nicht die Muskeln, sondern die Temperatur darunter. Als hätte jemand hinter einer Glasscheibe das Licht verändert.

»Tot«, wiederholte Elena. Das Wort lag zwischen ihnen auf dem niedrigen Tisch, neben der Karaffe und den leeren Gläsern.

»Aufgefunden am Freitagmorgen. Die Umstände sind Gegenstand einer Ermittlung.«

Elena schwieg. Sara beobachtete: keine Frage nach den Umständen. Keine Frage, wie er gestorben war. Keine Frage, warum die Polizei in ihrer Praxis saß. Wer nicht fragte, wusste entweder bereits oder kontrollierte, was er wissen wollte.

»Sie wirken nicht überrascht«, sagte Sara.

»Ich bin Psychologin. Überraschung ist ein Affekt, den ich berufsbedingt moderiere.«

»Auch wenn ein Patient stirbt?«

»Auch dann. Reaktion ist nicht dasselbe wie Gleichgültigkeit, Frau Levin. Ich nehme mir die Freiheit, meinen Schmerz nicht vor einer Ermittlerin auszubreiten, die nach Reaktionen sucht, um sie in eine Akte zu schreiben.«

Der Satz war präzise wie ein Schnitt. Sara registrierte ihn und legte ihn beiseite, für später, wenn sie die Protokollnotizen schrieb und die Wörter noch einmal wog.

»Wann haben Sie Dr. Forst zuletzt gesehen?«

»Die interessantere Frage wäre: Wann hat er mich zuletzt gesehen?« Elena sprach langsam, als forme sie jeden Satz einzeln, als gäbe es keine Routine in ihrer Sprache. »Menschen wie Max sehen nicht die Person vor sich. Sie sehen ihre eigene Projektion. Eine Oberfläche, auf der sie ablesen, was sie bereits wissen. Ich war für ihn eine Oberfläche. Wann er mich zuletzt gesehen hat, hängt davon ab, ob er irgendwann einmal damit aufgehört hat, sich selbst in mir zu betrachten.«

»Das ist keine Antwort.«

»Es ist die ehrlichere.«

Sara ließ die Pause stehen. Dann: »Samstag, den neunten November. Fünfzehn Uhr. Sein Kalender zeigt einen Termin bei Ihnen.«

»Dann haben Sie bereits eine Antwort.«

»Ich habe einen Kalendereintrag. Ich brauche eine Bestätigung.«

Elena sah sie an. Der Blick war ruhig, aber nicht leer – er hatte Gewicht, wie Wasser, das still steht und trotzdem Druck ausübt. »Ja. Max Forst war am neunten November in meiner Praxis. Fünfzehn Uhr bis sechzehn Uhr dreißig. Es war unsere zweite Sitzung.«

»Worüber haben Sie gesprochen?«

»Schweigepflicht.«

»Der Mann ist tot, Frau Valez. Die Schweigepflicht endet nicht mit dem Tod, aber sie wird relativiert, wenn der Tod Gegenstand einer strafrechtlichen Ermittlung ist. Das wissen Sie ebenfalls.«

Elena stand auf. Die Bewegung war fließend, ohne Bruch, als gehörte sie zu einem Satz, den sie bereits zu Ende gedacht hatte. Sie ging zum Fenster. Nicht, um hinauszusehen – um den Raum zu verändern. Indem sie aufstand, brach sie das Gegenüber auf, das Sara hergestellt hatte. Indem sie ans Fenster trat, zwang sie Sara, sich zu drehen oder sitzen zu bleiben und mit dem Rücken zu ihr zu sprechen.

Sara blieb sitzen. Sie drehte sich nicht um. Sie sprach gegen den leeren Sessel.

»Frau Valez.«

»Ich denke nach. Das ist etwas, das ich tue, bevor ich antworte. Eine Gewohnheit, die in Verhören offenbar verdächtig wirkt.«

Sara wartete.

»Max Forst«, sagte Elena, und ihre Stimme kam vom Fenster, vom Licht, aus einer Richtung, die Sara nicht kontrollierte, »kam zu mir, weil er nicht schlafen konnte. Das war seine Oberfläche. Darunter lag etwas anderes. Er war ein Mann, der sein Leben lang Macht ausgeübt hatte und der plötzlich nicht mehr wusste, wozu. Er hatte alles bekommen, was er wollte. Und er spürte, dass das, was er bekommen

hatte, nie das war, was er brauchte. Das ist keine ungewöhnliche Krise. Bei mächtigen Männern in den Sechzigern ist sie fast eine Epidemie.«

»Was haben Sie ihm empfohlen?«

»Dass er sich die Frage stellt, die er noch nie gestellt hatte.«

»Welche?«

Elena drehte sich um. Das Licht aus dem Fenster lag hinter ihr, und für einen Moment war ihr Gesicht im Schatten, nur die Konturen sichtbar – Stirn, Nase, Kinn –, und Sara hatte den absurden Gedanken, dass Elena das wusste, dass sie sich genau so drehte, in genau diesem Winkel, damit ihr Gesicht verschwand und nur die Stimme blieb.

»Was bleibt, wenn die Macht aufhört?«

Sara schrieb den Satz nicht auf. Sie würde ihn trotzdem nicht vergessen.

»Hatte Forst Feinde?«, fragte sie.

»Jeder, der Macht hat, hat Feinde. Die Frage ist, ob seine Feinde die Art von Feinden waren, die töten.«

»Und? Waren sie das?«

»Das zu beurteilen ist Ihre Aufgabe, nicht meine.«

Sara stand auf. Der Sessel gab sie frei, widerwillig, als hätte er sie lieber behalten. Sie trat zwei Schritte auf Elena zu, nicht aggressiv, aber bestimmt. Die Distanz zwischen ihnen betrug jetzt zwei Meter. Sara konnte Elenas Parfum riechen – oder das, was kein Parfum war, kein Duft, den man aufträgt, sondern der Geruch von Haut und Seife und etwas Warmem, das keinen Namen hatte.

»Frau Valez, auf Dr. Forsts Brust stand ein Wort. In roter Tinte. Handschriftlich.«

Elena reagierte nicht. Oder sie reagierte so präzise kontrolliert, dass die Abwesenheit einer Reaktion selbst die Reaktion war.

»Das Wort war ›Vale‹.«

Stille. Drei Sekunden.

»Wie in ›Leb wohl‹«, sagte Elena. Ihre Stimme war ruhig. »Lateinisch.«

»Wie in Valez. Ohne das Z.«

Elena sah Sara an. Und zum ersten Mal seit Sara den Raum betreten hatte, war der Blick nicht komponiert, nicht moderiert, nicht therapeutisch. Er war direkt, und in dieser Direktheit lag etwas, das Sara nicht einordnen konnte – nicht Angst, nicht Trotz, sondern eine Art von Wachheit, die an Schmerz grenzte, ohne Schmerz zu sein.

»Sie glauben, das hat etwas mit mir zu tun.«

»Ich glaube noch gar nichts. Ich stelle Fragen.«

»Dann stellen Sie die richtige.«

»Welche wäre das?«

Elena trat einen Schritt zurück. Nicht Flucht – Nejustierung. Sie ging zu ihrem Sessel und setzte sich, und die Bewegung war langsamer als vorher, bedachter, als müsste sie den Raum um sich herum neu einrichten.

»Die richtige Frage ist nicht, ob ›Vale‹ etwas mit meinem Namen zu tun hat. Das ist die offensichtliche Frage, und offensichtliche Fragen sind in meiner Erfahrung selten die richtigen. Die richtige Frage wäre: Warum schreibt jemand einem toten Mann ein Abschiedswort auf die Brust – und sorgt dafür, dass er beim Abschied lächelt?«

Sara setzte sich nicht. Sie stand zwischen den Sesseln, das Notizbuch in der Hand, den Stift zwischen den Fingern, und sah auf Elena hinunter, die zu ihr hinauf sah, und das Machtverhältnis war unklar – wer oben war und wer unten, wer fragte und wer antwortete, wer den Raum kontrollierte.

»Ich werde wiederkommen«, sagte Sara.

»Ich weiß.«

Sara ging zur Tür. Ihre Schritte auf dem Teppich machten kein Geräusch, und das Schweigen des Raums war anders als das Schweigen, mit dem sie begonnen hatten – es war voller, gesättigter, als hätte das Gespräch die Luft verändert.

An der Tür blieb sie stehen. Nicht weil sie sich umdrehte – sie drehte sich nicht um. Aber sie hörte Elena hinter sich, die Stimme, die sprach, als Sara bereits den Türgriff berührte:

»Sie ermitteln nicht mit dem Fall, Frau Levin. Sie ermitteln gegen etwas in sich selbst. Darf ich fragen, wer Ihnen beigebracht hat, dass Gründlichkeit dasselbe ist

wie Unschuld?«

Sara öffnete die Tür und ging hinaus. Sie schloss die Tür hinter sich, sorgfältig, ohne sie zuzuziehen, und stand im Stiegenhaus, das nach Bohnerwachs roch und nach der Zeit, die in alten Gebäuden lagert, und ihr Herz schlug, und es war nicht Wut.

Es war Wiedererkennung.

...

Im Stiegenhaus blieb Sara stehen. Zweiter Stock, zwischen der weißen Tür und der Treppe, die nach unten führte. Ihre Hand lag auf dem Geländer, das kalt war und glatt, und sie merkte, dass sie es festhielt, nicht um sich zu stützen, sondern um etwas Festes zu berühren.

Wer Ihnen beigebracht hat, dass Gründlichkeit dasselbe ist wie Unschuld.

Der Satz stand im Treppenhaus wie ein Gegenstand, den jemand abgestellt hatte und den niemand wegräumte. Sara atmete ein, einmal, tief, und ließ das Geländer los und ging die Treppe hinunter, Stufe für Stufe, und mit jeder Stufe legte sie die Ordnung zurück über das, was Elena aufgerissen hatte. Fakt: Valez bestätigte den Termin am neunten November. Fakt: Valez zeigte keine Überraschung über Forsts Tod. Fakt: Valez wusste, was VALE bedeutete, und hatte keine Frage gestellt, die sie hätte stellen müssen. Bewertung: kooperativ in der Form, ausweichend im Inhalt. Klassifizierung: Zeugin, möglicherweise mehr.

Das war Saras Sprache. Das war der Boden, auf dem sie stand.

Im Erdgeschoss trat sie ins Freie. Die Laudongasse lag in dem Licht, das Wien im November hat, wenn die Sonne nicht scheint und trotzdem etwas durch die Wolken dringt, das heller ist als Grau und dunkler als Weiß – ein Licht ohne Quelle, das die Fassaden weich machte und die Schatten auflöste, als hätte die Stadt beschlossen, keine Kanten mehr zu haben.

Sara ging zum Wagen. Sie setzte sich hinter das Steuer und fuhr nicht los. Sie saß und sah durch die Windschutzscheibe auf das Haus, in dem Elena Valez lebte oder arbeitete oder beides, und dachte nach.

Was wusste sie? Elena war klug. Klüger als die meisten Verdächtigen, die Sara verhört hatte, und klüger auf eine Art, die gefährlich war, weil sie nicht mit Intelligenz prahlte, sondern mit ihr operierte – leise, präzise, ohne Verschwendung. Elena hatte jede Frage beantwortet und keine einzige Information gegeben, die Sara nicht bereits hatte. Sie hatte den Termin bestätigt – der im Kalender stand. Sie hatte Forsts Krise beschrieben – allgemein genug, um alles zu sagen und nichts zu verraten. Sie hatte VALE als lateinisch eingeordnet – was jeder mit Gymnasialbildung konnte.

Und sie hatte Sara gelesen. In zwanzig Minuten, ohne Akte, ohne Hintergrund, ohne Vorbereitung. Sie hatte einen Satz gesagt, der traf, und sie hatte ihn am Ende gesagt, als Sara ging, als die Tür bereits offen war – nicht im Gespräch, wo Sara hätte kontern können, sondern im Abgang, wo der Satz mitging wie ein Passagier, der ungefragt einsteigt.

Gründlichkeit ist nicht dasselbe wie Unschuld.

Sara startete den Wagen.

...

Sie fuhr nicht ins Büro. Sie fuhr über den Gürtel, Richtung Süden, durch den fünften Bezirk, wo die Häuser niedriger wurden und die Straßen breiter und die Stadt aufhörte, sich für etwas Besseres zu halten. Sie parkte vor einem Wohnblock in der Reinprechtsdorfer Straße, stieg aus und sah an der Fassade hoch. Vierter Stock, zweites Fenster von rechts. Die Jalousie war heruntergelassen. Katarina Novak war entweder nicht zu Hause oder wollte es nicht sein.

Sara klingelte. Kein Summer, kein Knacken in der Gegensprechanlage. Sie klingelte noch einmal.

»Ja?« Eine Stimme, dünn, vorsichtig.

»Frau Novak? Hauptkommissarin Levin, Landeskriminalamt. Ich hätte einige Fragen. Es geht um die Forst-Hallstein-Stiftung.«

Stille. Fünf Sekunden, sechs. Dann der Summer. Sara drückte die Tür auf.

Das Stiegenhaus war das Gegenteil der Laudongasse. Neonlicht, Linoleum, Briefkästen mit Aufklebern, die sich lösten. Der Aufzug war außer Betrieb. Sara stieg zu Fuß, vier Stockwerke, und als sie oben ankam, stand die Tür einen Spalt offen.

Katarina Novak war kleiner, als Sara erwartet hatte. Vierunddreißig laut Akte, aber sie wirkte jünger – nicht wegen des Gesichts, das schmal war und wach und von der Art, die früh altert, sondern wegen der Art, wie sie in der Tür stand, halb dahinter, eine Hand am Rahmen, als bräuchte sie etwas zwischen sich und der Welt.

»Kommen Sie rein. Aber nicht lange.«

Die Wohnung war klein, sauber, sparsam möbliert. Ein Regal voller Kunstkataloge, ein Schreibtisch, ein Laptop. An der Wand Postkarten, keine Bilder. Katarina bot keinen Tee an, kein Wasser, keinen Stuhl. Sie blieb stehen, und Sara blieb stehen, und das Gespräch fand in der Schwerelosigkeit zwischen Tür und Fenster statt.

»Ich bin hier wegen Dr. Maximilian Forst«, sagte Sara.

Katarina reagierte auf den Namen wie auf einen Stromstoß, der durch eine alte Leitung geht – nicht heftig, aber spürbar, ein Zucken in den Schultern, das sofort unterdrückt wurde.

»Was ist mit Forst?«

»Er ist tot. Die Umstände werden ermittelt.«

Katarina sagte nichts. Sie ging zum Fenster, das auf einen Innenhof blickte, in dem Wäscheleinen hingen, leer an diesem Novembertag, und Sara sah ihren Rücken und die Schultern, die sich hoben und senkten, einmal, zweimal, als müsste sie die Luft portionieren.

»Frau Novak. Sie waren Stipendiatin der Forst-Hallstein-Stiftung von 2017 bis 2019. Sie haben Ihr Stipendium vorzeitig zurückgegeben. Über den Anwalt Reinhard Gruber, mit Verschwiegenheitsklausel.«

»Dann wissen Sie ja alles.«

»Ich weiß, was in den Akten steht. Ich möchte wissen, was nicht drinsteht.«

Katarina drehte sich um. Ihre Augen waren dunkel, und der Ausdruck darin war nicht Angst. Es war etwas Älteres, etwas, das sich über Jahre abgelagert hatte wie Kalk in einer Leitung.

»Ich rede nicht über Max.« Ihre Stimme war flach, ohne Melodie, die Stimme einer Frau, die diesen Satz geübt hatte. »Ich habe eine Vereinbarung unterschrieben. Und selbst wenn ich keine hätte –« Sie brach ab.

»Selbst wenn?«

»Fragen Sie die anderen.«

Sara hielt die Pause. »Welche anderen?«

Katarina sah sie an, und in diesem Blick lag eine Abwägung, die Sara kannte – das Kalkül einer Frau, die entschied, wie viel sie preisgab, ohne den Preis zu zahlen, den die Wahrheit kostete.

»Wenn Sie bei mir sind, wissen Sie von der Stiftung. Wenn Sie von der Stiftung wissen, werden Sie die anderen finden. Ich muss Ihnen nicht helfen. Sie werden sie auch ohne mich finden.«

»Frau Novak –«

»Fragen Sie Elena.«

Der Name fiel wie ein Stein in einen Brunnen. Sara wartete auf das Echo.

»Elena Valez?«

»Ja.«

»Woher kennen Sie Frau Valez?«

Katarina setzte sich auf die Fensterbank. Die Geste war nicht Erschöpfung, sondern Entscheidung – sie senkte sich auf eine Ebene unterhalb von Saras Augenhöhe, und Sara verstand, dass das keine Unterwerfung war, sondern ein Rückzug in eine Position, aus der man nicht weiter fallen konnte.

»Elena hat mir das Leben gerettet.« Katarinas Stimme war leise, aber fest, ohne Vibrato. »Und ich weiß nicht, ob ich ihr dafür danken oder sie fürchten soll.«

»Was hat sie getan?«

»Sie hat mir gezeigt, was Max war. Nicht, was er tat – das wusste ich. Was er war. Die Struktur dahinter. Die Mechanik. Wie ein Uhrmacher, der einem die Uhr

aufmacht und einem zeigt, dass die Zeiger sich nicht von allein bewegen.«

»War sie Ihre Therapeutin?«

»Nein. Nicht offiziell. Elena therapiert nicht im klassischen Sinn. Sie –« Katarina suchte nach dem Wort, und Sara sah, wie sie es drehte und wendete, bevor sie es hinlegte. »Sie zeigt einem die Struktur seiner eigenen Gefangenschaft. Das ist alles. Was man damit macht, ist die eigene Entscheidung.«

Sara schrieb nicht mit. Manche Gespräche verloren etwas, wenn man sie in Buchstaben übersetzte, und dieses war eines davon.

»Hat Elena Sie ermutigt, das Stipendium zurückzugeben?«

»Elena ermutigt niemanden zu irgendetwas. Das ist nicht ihre Art. Sie stellt Fragen. Und irgendwann merkt man, dass die Antwort schon immer da war und man nur nicht hingesehen hat.«

»Und Ihre Antwort war, zu gehen.«

»Meine Antwort war, aufzuhören, den Preis zu bezahlen.«

Sara ließ den Satz stehen. Er brauchte keinen Kommentar. Er stand für sich, und was er meinte, war klar genug, um keine Nachfrage zu erfordern, und zu schwer, um ihn in ein Protokoll zu pressen.

»Frau Novak, kennen Sie andere Frauen, die ähnliche Erfahrungen mit der Stiftung gemacht haben?«

Katarina stand auf. Die Bewegung war abrupt, anders als Elenas fließende Gesten, eckig, als hätte ihr Körper eine Grenze erreicht.

»Ich habe genug gesagt. Mehr als ich sollte. Wenn Sie mehr wissen wollen, fragen Sie Elena. Sie ist die Einzige, die das Gesamtbild hat.«

»Und warum reden Sie nicht mit mir, wenn Elena das Gesamtbild hat?«

Katarina öffnete die Wohnungstür. »Weil ich nicht weiß, was Elena mit dem Gesamtbild gemacht hat. Und das macht mir Angst.«

Sara ging zur Tür. Auf der Schwelle blieb sie stehen.

»Noch eine Frage. Das Wort ›Vale‹ – sagt Ihnen das etwas?«

Katarina sah sie an. Vier Sekunden, fünf. Dann schloss sie die Tür. Nicht zugeschlagen – geschlossen. Leise, bestimmt, wie ein Satz, der mit einem Punkt

endet.

...

Sara stand im Stiegenhaus, vierter Stock, Neonlicht, Linoleum. Sie holte ihr Notizbuch heraus und schrieb, im Stehen, schnell:

Novak: kooperativ bis zur Grenze. Kennt Valez persönlich. »Gesamtbild« – impliziert, dass Valez mehr weiß als jede Einzelne. Angst – nicht vor Forst (tot), sondern vor Elena (lebendig). Warum?

Reaktion auf »Vale«: keine verbale Antwort. Abbruch. Bedeutung erkannt? Oder Frage zu nah?

Sie steckte das Notizbuch ein und ging die Treppe hinunter. Im Erdgeschoss, auf dem Weg zur Haustür, blieb sie stehen. Durch das Milchglas der Eingangstür sah sie die Straße, den Gürtel dahinter, den Verkehr. Ein Straßenbahnsignal klingelte, fern, gedämpft, der Klang, der Sara in dieser Stadt verortete, seit sie denken konnte.

Zwei Gespräche. Zwei Frauen. Elena, die jede Frage umformte und keine Antwort gab, die Sara nicht schon hatte. Katarina, die zu viel sagte und zu wenig, die Elena fürchtete und ihr trotzdem vertraute. Und zwischen den beiden: Forst, der lächelnd auf dem Parkett lag, mit einem Abschied auf der Brust, den er sich nicht selbst geschrieben hatte.

Sara trat auf die Straße. Der Novembernachmittag lag über Wien wie ein Satz, der nicht zu Ende gesprochen wurde, und die Stadt trug ihn mit der Gleichgültigkeit dessen, der weiß, dass die meisten Sätze nicht zu Ende gesprochen werden und dass das in Ordnung ist, weil das Ende selten das Interessanteste am Satz ist.

Im Wagen rief sie Tom an.

»Forst hatte Donnerstagabend einen Termin mit ›G.‹ Ich brauche die Gästeliste des Palais Epstein für den Donnerstag. Und prüf, ob Pöltingers Vorname mit G beginnt.«

Stille. Dann Tom: »Gerhard. Sein Vorname ist Gerhard.«

Sara legte auf. Sie startete den Motor und fuhr in den Verkehr, und die Stadt nahm sie auf, wie sie alle aufnahm, die in ihr lebten und arbeiteten und Fragen stellten, auf die Wien keine Antworten gab, weil Wien keine Antworten hatte, nur Fragen, die es seit Jahrhunderten stellte und die es elegant war, nicht zu beantworten.

Auf dem Beifahrersitz lag das Notizbuch. Auf der letzten beschriebenen Seite, unter den Notizen und Pfeilen und Namen, stand eine Frage, die Sara nicht notiert hatte, weil sie sie nicht in Buchstaben fassen konnte:

Woher wusste Elena, dass Gründlichkeit Saras Rüstung war?

Und: Was lag darunter?

Wie geht es weiter?

Sara steht vor einem Fall, der die Grenzen des Rechts sprengt. Elena Valez hält Antworten bereit, die Sara nicht hören will — weil sie ihre eigene Vergangenheit aufsprengen würden.

»Die süße Leere« — der vollständige Roman.

28 Kapitel · ca. 380 Seiten

Ab 1. Juli 2026 als eBook und Taschenbuch auf Amazon.

Mehr erfahren:
schoenewolf.info

Instagram: [@joachim.schoenewolf](https://www.instagram.com/joachim.schoenewolf)